



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Bilder aus der deutschen Geschichte**

**Treitschke, Heinrich von**

**Leipzig, 1918**

Das souveräne Feuilleton.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83867](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83867)

## Das souveräne Feuilleton.

Weitab von diesen lichten Höhen der Poesie trieb das neue Geschlecht, das sich um Heines Banner scharte, sein lautes Wesen. Seit Heine nach Paris übergesiedelt war, begann sein lyrisches Talent rasch zu versiegen, in einem wüsten, zerstreuten Leben ward sein Herz leerer, sein Gefühl stumpfer. An umfassende Werke durfte er sich ohnehin nicht wagen; denn die künstlerische Komposition großen Stiles gelingt meist nur der massiven Kraft der Arier; selbst die Wunderwerke orientalischer Kunst, selbst der Säulenwald der Moschee von Cordova oder die schimmernden Tropfsteingewölbe der Alhambra bilden mit aller ihrer Pracht doch kein Ganzes. Außer einigen Liedern und dem Bruchstück einer unsauberer Novelle Schnabelewopski brachte Heine in diesem Jahrzehnt keine Dichtung mehr zustande. Was der Tag gab oder forderte nahm ihn ganz in Anspruch; in allerhand literarischen Capriccios verarbeitete er diese Eindrücke und sammelte dann die Fragmente unter den Titeln: Zustände, Zeitbilder, Reisebilder — neuen Namen, denen er das Bürgerrecht im deutschen Feuilletonstile eroberte. Um sein zerstückeltes Schaffen zu beschönigen, verkündete er der Welt prahlerisch, daß er sich berufen fühle, zwischen der Gesittung der beiden Nachbarvölker zu vermitteln, und die deutschen Liberalen glaubten ihm treuherzig.

Richtiger beurteilten ihn die Franzosen. Sie merkten bald, daß er von französischer Politik nicht das mindeste verstand, und aus seinen wügelnden Betrachtungen über die deutsche Literatur konnten sie auch nichts lernen; die einsichtigsten seiner

Pariser Freunde fanden, er verkenne seine dichterische Begabung, wenn er sich zum Lehrer der Völker berufen glaube. Doch waren sie klug genug, „diesen neuen Alliierten Frankreichs“ durch Schmeicheleien warm zu halten, denn so untertänig hatte ihnen noch nie ein Ausländer den Staub von den Schuhen geküßt. Engländer und Franzosen pflegten, wenn sie zu uns kamen, sich darüber aufzuhalten, daß unser Volk nicht ihre Sprache redete; den gutmütigen Deutschen aber beschlich eine scheue Ehrfurcht sobald er bemerkte, wie in Frankreich jeder dumme Bauer französisch sprechen konnte. Und ganz so wie der naive deutsche Philister empfand auch dieser geistreiche Jude. Alles in Frankreich erschien ihm feiner, schöner, vornehmer als daheim, und erstaunt schrieb er — nach seiner Weise halb spottend halb im Ernst: — „so eine Dame de la Halle spricht besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen.“ In seinen „Französischen Zuständen“ fand er kaum Worte genug für seine fremdbrüderliche Begeisterung: „die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“ Unablässig pries er den neuen „Bürgerkönig ohne Hofetikette, ohne Edelknaben, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelber und sonstige Herrlichkeiten“; aber auch die „Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, in Übereinstimmung mit der Ansicht jenes älteren Bergpredigers“; und dann wieder den großen Napoleon, der im Freiheitskriege nur der Macht der Dummheit unterlag, was aber wenig schadete, weil „die Franzosen sogar durch ihre Niederlagen ihre Gegner in Schatten zu stellen wissen“. Derweil er unter seinen Fenstern den Pariser Böbel brüllen hörte: „Warschau ist gefallen, Tod den Russen, Krieg den Preußen!“ — versicherte er dreist, nur die Feinde der Demokratie hezten die nationalen Vorurteile auf, der französische Patriotismus umfasse das gesamte Land der Zivilisation mit seiner Liebe, der deutsche ziehe das Herz zusammen wie Leder.

Zugleich gebärdete er sich als politischer Flüchtling und sprach weinerlich von seinem Exile, während er in Wahrheit allein durch seine Genußsucht und seine französischen Neigungen in Paris zurückgehalten wurde. Bald sank er noch tiefer und verkaufte sich dem französischen Hofe; er erbat und empfing viele Jahre hindurch einen Gehalt aus den geheimen Fonds. Zum Danke fuhr er fort sein Vaterland zu begeistern, aber die höhnischen Ausfälle gegen Ludwig Philipp, die er sich früherhin zuweilen erlaubt, hörten auf. Als er darauf eine Zeitschrift gründen wollte, die auf den Absatz in Preußen berechnet war, wendete er sich durch Barmhagens Vermittlung an die preußische Regierung um heilig zu beteuern, wie dankbar er Preußens Verdienste um das Bastardsvolk seiner rheinischen Heimat anerkenne; die Rheinländer, diese Belgier, die alle Fehler der Deutschen aber keine Tugend der Franzosen besäßen, seien erst durch Preußen wieder zu Deutschen geworden. Im Berliner Ministerium würdigte man diese Versicherungen nach Gebühr, und sobald Heine erfuhr, daß sein Gesuch vergeblich sei, schimpfte er sogleich wieder nach alter Gewohnheit auf die „Berliner Ukasuisen und Anutologen“, und rief die rheinischen Bogenschützen auf, den häßlichen schwarzen Adler von der Stange zu schießen. Die deutschen Liberalen aber ließen sich in ihrer Bewunderung nicht stören, als im Jahre 1848 das geheime zwischen Guizot und Heine abgeschlossene Handelsgeschäft endlich an den Tag kam; der entlarvte Söldling Frankreichs blieb ihnen nach wie vor ein Apostel deutscher Freiheit, und wer etwa noch schüchtern zu behaupten wagte, die Grundsätze der Ehre und der Rechtschaffenheit müßten doch wohl auch für Heine gelten, wurde von der herrschenden Literatenschule als ein geistloser Mensch abgefertigt.

Etwas mehr greifbaren Inhalt boten die leichten Plaudereien, mit denen Heine die Pariser über die Geschichte der deutschen Religion, Philosophie und Literatur zu belehren suchte; hier war der Schüler Hegels doch nicht so ganz steuerlos wie auf der hohen See der Politik. In den Kern der Sache vermochte er freilich auch hier nicht einzudringen; was konnte ein Mann,

dem jede tiefe religiöse Empfindung fremd war, über die Religion sagen? Er half sich nach Dilettantenbrauch durch eine starre Formel, indem er den gesamten wechselreichen Ideenkampf der Geschichte auf den einfachen Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus, Weltbejahung und Weltverneinung zurückführte, das ganze Menschengeschlecht in fette Griechen und dürre Nazarenen einteilte. Unter seinen Händen ward jetzt alles unrein. In den seltenen Augenblicken, da er noch ein Dichter war, versuchte er „die religiöse Verklärung, die Rehabilitation der Materie“ als einen Kultus der Schönheit zu rechtfertigen; doch sobald er sich gehen ließ, betete er nicht mehr zu den olympischen Göttern der Hellenen, sondern zu der Astarte und dem goldenen Kalbe der Semiten. Zu geistreich und zu weltklug um seinen ingrimmigsten Christenhaß offen zu bekennen, verfiel er aus einem Widerspruche in den andern; bald verglich er das Christentum mit einer ansteckenden Krankheit, bald nannte er es eine Wohlthat für die leidende Menschheit. In Luther sah er nur den Helden des strengen Spiritualismus — in ihm, der doch gerade die Weltbejahung auf dem Boden des Christentums erneuert, dem Staate, dem Hause, aller redlichen irdischen Arbeit ihre sittliche Berechtigung wiedergegeben hat. Ebenso oberflächlich betrachtete er die deutsche Philosophie lediglich als eine Macht der Zerstörung und Zersetzung; also konnte er leicht zu dem erwünschten Schlusse gelangen, daß der Pantheismus die verborgene Religion unseres Volkes sei, und die Deutschen demnächst, nach Vollendung ihrer Philosophie, gleich den Franzosen „ihre Revolution ausarbeiten“ würden. Die sittliche Strenge der Pflichtenlehre Kants verstand er ebensowenig wie die erhaltenden, aufbauenden Gedanken der Schelling-Hegelschen Geschichtsphilosophie, und von dem stillen Wachstum der kirchlichen Frömmigkeit, das dem Übermuth des philosophischen Radikalismus als notwendiger Rückschlag folgte, ahnte er gar nichts. Wie leer, öde, langweilig erschien doch diese neue Form des Unglaubens! Die alte Aufklärung glaubte noch an den ewigen Fortschritt der Menschheit, sie hoffte noch auf einen Tag des Lichtes; die moderne Lehre

der Verklärung des Fleisches verhöhnte alles was Menschen menschlich aneinander bindet, und schließlich blieb ihr nichts mehr übrig als der souveräne Einzelmensch, der sich nach Belieben im Genusse ungezählter Grisjetten und Trüffelpasteten ergehen konnte.

In seinen Kunstberichten besprach Heine die Ausstellungen des Pariser „Salons“ mit seinem Verständnis; er lenkte die Blicke der Deutschen zuerst auf die farbenfrohe Malerei der Franzosen und manches der neuen Gemälde begeisterte ihn zu schönen, hochpoetischen Schilderungen. Doch überall drängte sich sein Ich anmaßend und gefallsüchtig vor; seine besten Arbeiten verdarb er sich durch Boten oder Lästerungen, durch politische Kannegießerei oder unflätige Ausfälle auf seine literarischen Gegner, die er mit der ganzen Unerbittlichkeit jüdischen Hasses bis über das Grab hinaus verfolgte. Eben jetzt befand sich die französische Literatur in trüber Gärung, auf die kurze schöne Blütezeit der Restauration folgte ein jäher Verfall. Der Kampf des Tages riß alle guten Köpfe in seine Strudel; zu reinem künstlerischen Schaffen vermochte in der allgemeinen Hast fast niemand mehr sich zu sammeln, unter unzähligen lärmenden Mittelmäßigkeiten brachte die neue Zeit nur einen einzigen starken Dichtergeist hervor, die George Sand. Die klassische Formenschönheit des Zeitalters Ludwigs XIV. wurzelte sehr tief in den Gefühlen und Überlieferungen der Nation; darum führte der Kampf wider die akademischen Regeln hier nicht, wie vormals in Deutschland, zu einem neuen freieren Idealismus, sondern zur Auflösung aller Kunstformen, zur Zersetzung aller Ideale. Die französische Romantik ging in einem wüsten sozialen Radikalismus zugrunde. Sinnlich, unklar, weichlich, setzte sie das Obszöne und Gräßliche an die Stelle der Leidenschaft, sie bekämpfte den Staat, die Gesellschaft, die Ehe, sie wühlte in Blut und Kot, sie schwelgte bald in begehrliehen Träumen bald in dem Weltschmerz der Übersättigung und vermochte gleichwohl nichts Neues zu schaffen. Nur im Widerspruche gegen die bestehende Ordnung fand sich die Willkür dieses zügellosen Subjektivismus zusammen; seit Be-

ranger und Chateaubriand ihre neue Freundschaft schlossen, gehörten die literarischen Talente fortan allesamt der Opposition.

Ohne Widerstand überließ sich Heines empfänglicher, unselbständiger Geist allen den verworrenen Gedanken, welche dieser fieberisch erregten, und doch altersschwachen, epigonenhaften Literatur entströmten. Begierig schlürfte er den Schaum von jedem Pariser Feuertranke; sogar die sozialistischen Hirngespinnste des Vaters Infantin begeisterten ihn eine Zeitlang, bis ihn der ästhetische Widerwille des Dichters und des Weltkinds von dem „ganz kommunen, feigenblattlosen Kommunismus“ wieder abzog. Von dauernden Ergebnissen ließ diese zerfahrene Schriftstellerei nichts zurück als einige schöne Lieder und eine Masse teils guter, teils gemeiner Wize; jedoch ihre augenblickliche Wirksamkeit war ungeheuer. Heine wurde, die Franzosen selbst überflügelnd, der Meister des europäischen Feuilletonstils, der Bannerträger jener journalistischen Frechheit, die alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens mit einigen flüchtigen Einfällen abtat. Seine internationalen Stammgenossen, die überall schon, vorerst noch vorsichtig in zweiter Reihe, ihre Zeitungsgeschäfte aufschlugen, verherrlichten ihn darum über alles Maß hinaus. Man nannte ihn den anderen Aristophanes, den ungezogenen Liebling der Grazien, und vergaß nur den handgreiflichen Unterschied, daß die aristophanische Ausgelassenheit der Überkraft eines schöpferischen Genius entsprang, die Ungezogenheit Heines dem künstlerischen Unvermögen eines kleineren Geistes, der nichts Mächtiges schaffen konnte und sich durch spöttischen Übermut selber trösten mußte.

Seine verlassenen Landsleute betörte Heine durch jenen Zauber des Fremdartigen, dem die weitherzige deutsche Natur so selten widersteht. Solange die Deutschen dichteten, hatte sich ihnen die schöne Form immer erst aus dem reichen Inhalt ergeben, und wie viele unserer großen Dichter waren nie dazu gelangt, für ihre hohen Gedanken die rechte künstlerische Form zu finden. In Heine erschien uns zum ersten Male ein Virtuos der Form, der nach dem Inhalt seiner Worte gar nicht fragte. Er rühmte

sich seiner „göttlichen Prosa“, einer Prosa, welche freilich, weil sie ständig nach dem Effekt haschte, mit den Jahren immer manierterter wurde, aber die sorgsame Feilung nie vermissen ließ. Durch diesen gesücht nachlässigen, schillernden, flunkernden Stil suchte er seinen Lesern alles, gleichviel was, mundgerecht zu machen. Er besaß was die Juden mit den Franzosen gemein haben, die Anmut des Lasters, die auch das Niederträchtige und Ekelhafte auf einen Augenblick verlockend erscheinen läßt, die geschickte Masche, die aus niedlichen Riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, und vor allem jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt ohne sie zu beherrschen. Das alles war undeutsch von Grund aus. Geboren in Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimuths und des wahrhaftigen Gemütes geblieben; sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies sich wieder einmal als der Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: „Im Deutschen lügt man wenn man höflich ist.“ Aber gerade weil die Deutschen fühlten, daß sie in den Künsten des Pikanten und Scharmanten mit dem gewandten Juden nicht wetteifern konnten, ließen sie sich von ihm blenden, sie hielten für künstlerischen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war.

Es währte lange, bis sie sich eingestanden, daß deutschen Herzen bei Heines Wissen nie recht wohl wurde. War er doch schlechthin der einzige unserer Dichter, der niemals ein Trinklied gedichtet hat; sein Himmel hing voll von Mandeltorten, Goldbörsen und Straßendirnen, nach Germanenart zu zechen vermochte der Orientale nicht. Es währte noch länger, bis man entdeckte, daß Heines Esprit keineswegs Geist war im deutschen Sinne. Überall, wo er ernsthaft redete, ward er als ein falscher Prophet erfunden; was er für tot hielt lebte, was er lebendig nannte war tot. Von den wahren Zeichen der Zeit, welche Thomas Carlyle damals schon in seinem tiefsinnigen Buche über die französische Revolution klar erkannte, von Frankreichs Verfall und dem stillen Erstarken des preussischen Deutschlands

ahnte Heine nichts. Dann vergingen wieder Jahre, bis man endlich lernte, die flüchtige Zeitungsliteratur nach ihrem wirklichen Werte zu schätzen; Heines Ruhm schrumpfte zusammen, seit die Welt sich gewöhnte, das Feuilleton nur zu durchblättern, seine Eintagsgedanken auch an einem Tage zu vergessen.

Für die zeitgenössischen Dichter aber ward das Beispiel des gefeierten Pariser Feuilletonisten verderblich. Schon Lord Byron hatte durch die geniale Willkür seiner Abschweifungen und Beschreibungen die Reinheit der Kunstformen oft gefährdet; doch er schrieb noch in Versen, in Versen von wunderbarer Schönheit, so daß der Adel der Poesie niemals ganz verloren ging. Erst Heine zerstörte durch seinen Feuilletonstil gänzlich die Schranken, welche Poesie und Prosa ewig trennen werden. Er behing den nüchternen Stoff seiner Kunsturteile und Stimmungsberichte, seiner literarischen und politischen Erörterungen mit allerhand Flittern und Floskeln, die nicht poetisch waren aber poetisch wirken sollten. Darum beehrte ihn sein Bewunderer Arnold Ruge mit dem lächerlichen Namen eines „kritischen Dichters“. Seine Prosa schritt nicht auf gerader Bahn dem Ziele zu, sondern schlenderte tändelnd und Blumen suchend seitab vom Wege dahin. Vor Zeiten, solange die akademischen Regeln herrschten, wurde die Dichtung von der Prosa geknechtet und hieß bei den Franzosen nur „die schönste Gattung der Prosa“. Seitdem hatte in Deutschland die Poesie längst auf eigenen Füßen stehen gelernt und auch die ungebundene Rede schon so viel geschmeidige Kraft gewonnen, daß sie sich, sobald sie Gestalten bildete, neue, bisher unerhörte Kühnheiten erlauben durfte. Was Heine schuf, war aber nicht die berechnete poetische Prosa des Romans oder der Novelle, sondern ein krankhafter Zwitterstil, weder Fisch noch Fleisch: prosaischer Stoff erschien in prosaischer Form und erhob doch den Anspruch als freies Kunstwerk genossen zu werden. Kein Wunder, daß dem kritischen Dichter, der in seiner Eigenart doch unerreichbar blieb, bald in langer Reihe poetische Kritiker folgten, die sich einbildeten Künstler zu sein, weil sie einige Beutestücke aus dem reichen Bilderschätze deutscher Dichtung

in ihre Urteile verwebten. Manches schöne Talent verdarb in dieser schillernden Prosa und entfremdete sich gänzlich dem Wohl-  
laut des Verses.

Während Heine die wechselnden Eindrücke des Pariser Lebens zu eleganter Formenspielerei verwertete, redete Börne in seinen Pariser Briefen als starrer Fanatiker; er konnte keine neue Oper, keinen der leichten Romane Paul de Kocks besprechen ohne gesinnungstüchtig zu poltern. Wie Heine den sozialen, so vertrat Börne den politischen Radikalismus. Irgendein bestimmtes Ziel verfolgte auch er nicht. Er schmähte nur auf alles, was in Deutschland bestand und schwärmte im allgemeinen für „die Menschenrechte“, die über jedem Gesetze stehen sollten. Ließ er sich einmal herbei seinen Lesern etwas Tatsächliches zu bieten, so zeigte er sich kindlich urteilslos; mehrere der apokryphen Aktenstücke aus dem Archive des Bundestags, an denen sich nachher jahrelang die liberale Legende nährte, wurden zuerst in seinen Pariser Briefen veröffentlicht. Da er immer auf demselben Flecke blieb und schlechterdings nichts Neues mehr zu sagen wußte, so mußte er ein gellendes Geschrei anstimmen. „Türken, Spanier, Juden“, so rief er, „sind der Freiheit viel näher als die Deutschen. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist geborener Bedienter; er könnte frei sein, aber er will es nicht.“ Sein alter Grimm gegen Goethe ward zur herostratischen Wut: „tausendmal lieber Kogebues warme Tränensuppen als Goethes gefrorener Wein.“ Er trieb es so arg, daß Karl Simrock, selbst ein Liberaler, ihm zurufen mußte, durch die Besudelung ihres ersten Mannes hoffe er wohl, die deutsche Nation selbst zu vernichten:

Ihr letzter Halt, ihr Stolz und Ruhm wie keiner,  
Wär' der nicht mehr, zerstöbe die Canaille.

Börne bekannte sich zu der neuen radikalen Heilslehre, daß die Weltgeschichte in diesem aufgeklärten Jahrhundert plötzlich ihren Charakter verändert habe und nicht mehr durch große Menschen, sondern durch die Vernunft der Massen ihre Taten vollende. Darum nannte er das moderne, nach der Schablone

gebildete Frankreich „die Weltchule, die große Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit“, und immer unbegreiflicher ward ihm Deutschland mit der Fülle seiner persönlichen Kräfte, seiner mannigfaltigen und doch einigen Kultur. Weil alle echte Bildung aristokratisch ist, so bekämpfte er unsere Wissenschaft als die Feindin der Freiheit und meinte: „jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm, Wenige sollen alles wissen, damit alle nichts wissen.“ In seinem Stile wurden die fein ausgeklügelten Bilder, die freilich immer nur aus dem Wize, nicht aus der Anschauung stammten, allmählich seltener; an ihre Stelle traten sinnlose demagogische Kraftworte, wie „die saure Hand des ehrlichen Mannes, die bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen“ der Fürstendiener. Seinem revolutionären Ingrim behagte nur noch die Roheit; als ihm im Gedränge des Hambacher Festes seine Uhr gestohlen wurde, da schrieb er hämisch: jetzt endlich erwachen die Deutschen zur Tatkraft, „Thyrrannen, zittert, wir stehlen auch!“ Zuweilen überwältigte ihn die Wut dermaßen, daß er allen Anstand aufgab und in jene Sprechweise fiel, welche man in seiner Frankfurter Heimat als „Mauscheln“ zu bezeichnen pflegte: „Ich habe keine Freiheit hinter mir und darum keine vor mir. Ich treibe weil ich werde getrieben, ich reize weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig der mich schüttelt. Ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen?“ In den stark besuchten Vereinen der deutschen Handwerksburschen und Flüchtlinge entfaltete er eine eifrige Tätigkeit, und obwohl diese Helden ihre Kampflust vorerst nur in drohenden Reden oder im Umhertragen schwarzrotgoldener Fahnen betätigten, so ward es doch für die Zukunft folgenreich, daß nun bald in jeder deutschen Mittelstadt einige Geister oder Gefellen hausten, die auf der Hochschule des Demagogentums an der Seine ihre Grundsätze eingefogen hatten.

Durch das beständige Zetern und Spotten ging sein deutsches Nationalgefühl, das ohnehin nie eine starke, naturwüchsige Empfindung gewesen war, ganz zugrunde, und er versank in ein radi-

kales Weltbürgertum, das dem Landesverrate sehr nahe stand. Er gründete ein französisches Blatt La Balance und gestand hier offen: ich bin so viel Franzose als Deutscher, ich war Gott sei Dank nie ein Tölpel des Patriotismus. In französischer Sprache verhöhnte er die Deutschen wegen ihrer „National-Eitelkeit“ und fragte: „Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen?“ Er bezeugte den Franzosen, sie hätten in drei Tagen das Werk eines Jahrhunderts getan, die Deutschen in drei Jahrhunderten gar nichts; sie besäßen an Voltaire und Rousseau große Geister, deren gleichen Deutschland nie hervorbringen könne. Ja, als ob er sie zu einem Rachezuge gegen sein Geburtsland herausfordern wollte, beteuerte er ihnen feierlich, die deutschen Höfe hätten nicht nur durch den Koalitionskrieg die Enthauptung Ludwigs XVI., sondern auch durch ihre geheimen Ratschläge die Juli-Ordonnanzen Karls X. verschuldet — eine freche Verleumdung, deren Wichtigkeit man in Frankreich selbst wohl kannte. Zugleich fuhr er fort, seine politischen Gegner als hündische Knechtsseelen zu beschimpfen. Da die liberale Presse dem Beispiele dieses Gesinnungsterrorismus gelehrig folgte, so gewöhnte sich die öffentliche Meinung bald, konservative Grundsätze für ein Zeichen der Charakterschwäche anzusehen, und ein deutscher Schriftsteller bedurfte schon einigen Mutes, wenn er seine monarchische Gesinnung offen aussprach.

Wie in Frankreich alle Parteien der Opposition sich zusammensanden, so hieß auch Börne jeden willkommen, der die Monarchie bekämpfte. Soeben hatte Lamennais in Rom Buße getan für die demokratischen Sünden seiner Zeitschrift L'Avenir und demütig die grimmige päpstliche Enzyklika vom 15. Aug. 1832 hingenommen, welche der arglosen Welt zuerst unzweideutig ankündigte, daß der streitbare Geist der Gegenreformation im Vatikan wieder erwacht war. Da hieß es: „Aus diesem stinkenden Quell der Gleichgültigkeit fließt die gleich irrige Meinung oder vielmehr der Wahnsinn, daß man jedem Menschen die Freiheit des Gewissens zusichern und gewähren müsse.“ Aber schon ein

Jahr nach seiner Unterwerfung konnte der heißblütige Bretoner sich nicht mehr bezwingen und schrieb, zum Schrecken seines milderen Freundes Montalembert „die Worte eines Gläubigen“, ein Buch voll apokalyptischer Bilder, das mit flammenden Worten die Kinder Satans, die Könige bekämpfte: sie fluchen dem Heiland, der die Freiheit auf die Erde geführt hat und in der Stadt Gottes keine Herrschaft dulden will, sondern nur die wechselseitige Verpflichtung aller. Die Schrift stand durchaus auf dem Boden katholischer Weltanschauung, sie malte nur die alte augustinische Lehre vom Gottesstaate mit phantastischer Überschwenglichkeit aus und hatte mit den Gedanken des ungläubigen deutschen Radikalismus nicht mehr gemein, als etwa die Werke Marianas und der jesuitischen Monarchomachen mit den Staatslehren der Hugenotten. Börne aber übersezte das Buch und pries es den Deutschen an; seine politische Bildung reichte nicht weit genug, um die kirchlichen Grundgedanken des radikalen Franzosen zu durchschauen.

Mit unheimlicher Geduld ließen viele der deutschen Liberalen die Schmähungen Börnes über ihr Vaterland dahingehen; da er in wechselnden Formen immer dasselbe sagte, so gewann er den Beifall aller jener naiven Seelen, welche von dem Politiker nur verlangten, daß er sein Glaubensbekenntnis unwandelbar festhalten müsse. Selbst Kotzebü verzieh ihm großmütig seine persönlichen Angriffe und hörte nicht auf, die Überzeugungstreue des Pariser Tribünen zu bewundern. Indes fanden sich auch im liberalen Lager Männer von festerem Nationalstolze, denen die jüdische Selbstverhöhnung ebenso verächtlich war wie die Betribsamkeit des Schimpfens. C. F. Wurm in Hamburg und der junge Berliner Dichter Wilibald Alexis, späterhin auch Gerwinus und andere ernste Publizisten traten gegen Börne in die Schranken; sie wiesen ihm nach, daß er, jedes eigenen Gedankens bar, sich nur „in Gemeinplätzen wälze“. Karl Simrock verspottete in witzigen Gedichten das wohlfeile Heldentum des Freiheitsapostels, der aus sicherer Ferne seine vergifteten Pfeile abschieß und dabei nicht einmal in seinem Geschäfte Schaden

leide, da die Deutschen „die gutmütigen Toren, seine Bücher dennoch kaufen“. Auf die Lockrufe der revolutionären Propaganda erwiderte der rheinische Dichter stolz:

Göhen bau'n wir nicht Altäre.  
 Nur ein Spott der Fremden wäre  
 Freiheit ohne Vaterland! —

Minder laut als Heine und Börne aber kaum minder erfolgreich wirkte der Kreis der Rahel Barnhagen für die Verbreitung neufranzösischer Ideen. In seinen Büchern sprach Barnhagen stets behutsam und unverfänglich. Er sammelte mit großem Fleiß aber ohne jede Kritik den Stoff für seine „Biographischen Denkmäler“ aus der preussischen Geschichte, um dann als feierlicher Erzähler Wahres und Falsches, Tatsachen und Anekdoten in wohlabgezikkelten eintönigen Perioden vorzutragen. Behandelte er einen eleganten Hofmann, einen Besser oder Canitz, dann gelang ihm wohl ein sauberes Bildchen, fast ebenso zierlich wie die schwarzen Figuren, die er im Salon mit feiner Schere aus dem Papier auszuschnneiden pflegte. Für das Eichenholz heldenhafter Charaktere war seine Hand zu schwach; die Gestalten Blüchers und des alten Dessauers, die sich ohne Leidenschaft und derben Humor gar nicht begreifen lassen, erschienen in Barnhagens glatter, geleckter Darstellung leblos, ja abgeschmackt. Der vornehmen Welt gefiel diese kühle Weise, und Metternich lobte den verunglückten Diplomaten als einen Meister des historischen Stiles, wohl nicht ohne die stille Absicht, den unbequemen Mann von aller politischen Tätigkeit abzuschrecken. Etwas deutlicher verrieten sich Barnhagens liberale Ansichten in den Hegelschen „Jahrbüchern“, die er, fast so unermüdlich wie der Herausgeber Eduard Gans, mit kritischen Aufsätzen versorgte.

Aber nur am Teetisch seiner Rahel war er ganz er selber. Hier unter Schriftstellern, Lebemännern, Diplomaten außer Dienst ließ er seiner bösen Zunge freien Lauf und begönnerte, überall bewandert, immer dienstbereit, die jungen Talente. Hier entdeckte Gans, neben einer Menge neuer politischer Ideen, auch

die große ästhetische Wahrheit: „die Taglioni tanzt Goethe.“ Hier war jeder verpflichtet geistreiche Einfälle vorzubringen und alles besser zu wissen, als andere Leute — was dem wahren Berliner die Krone des Lebens ist — bis Rahel, „die Thyrjuschwingerin des Zeitgedankens“, die Blitze ihres Geistes über die weite Welt hin fahren ließ und die Eingeweiheten zu verständnisinnigem Lächeln begeisterte. Aus ihrem Wesen redete der ruhelose Welterschmerz eines edlen, aber tief unbefriedigten Frauenherzens, oder, wie sie selbst sagte, „eine besondere Melancholie, ein Drängen nach vorwärts, eine Präntension, ein Erwarten, daß es angehe.“ Neues, Unerhörtes sollte geschehen. Mit dialektischer Kühnheit übersprang sie alle die Schranken, welche Natur und Geschichte der Menschheit gesetzt haben; Vaterland und Kirche, Ehe und Eigentum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik. Warum sollte das Wasser nicht auch einmal brennen, das Feuer fließen oder der Mann Kinder gebären? „Wenn Fichtes Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter?“ — mit diesem Satze erwies sie siegreich die gleiche Begabung der beiden Geschlechter. In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühles gelten; sie fand es „fürchterlich“, daß manche eheliche Kinder ohne wahre Liebe erzeugt werden, und schloß daraus kurzab: „Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater konstituiert werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden wie Maria.“ Solche Einfälle ließen sich ertragen, wenn die gutherzige, geistvolle Frau ein flüchtiges Gespräch dadurch belebte; doch sie erlangten eine unverdiente Bedeutung durch die jugendlichen Zuhörer, die schon bei ihrem Hegel gelernt hatten jedes sittliche Gesetz als überwundenen Standpunkt abzufertigen und nun die Weisheitsprüche der „Mutter der jungen Literatur“ in ihren Schriften verwerteten.

Wilhelm Humboldt, der sich auch eine Zeitlang an dem Zauber dieser Gespräche ergötzte, fühlte doch bald heraus, daß hier nur das anmaßende, jeder Hingebung an das Allgemeine unfähige Ich redete, und rief der Freundin zu:

Vertraut mit allem, was die Brust durchwühlet,  
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,  
Bleibst fremd Du dem was überirdisch bindet.

Nach Rahels Tode veröffentlichte der Wittwer (1834) ihre Briefe und Gespräche in einem „Buche des Andenkens“. Da standen denn in seltsamem Durcheinander tiefe Gedanken und herzliche Worte der Bewunderung für echte Männergröße, aber leider auch schillernder Unsinn, hysterische Stoßseufzer und leere Wortspiele, die nur durch den gezierten Ausdruck auf den ersten Blick verblüffen konnten. Das unglückliche Buch blieb lange eine Fundgrube für die aphoristischen Halbgedanken des Feuilletons. —

Aus diesen Pariser und Berliner Quellen nährte sich eine neue Literatenschule, welche von einem ihrer Mitglieder, Wienbarg, den Namen des Jungen Deutschlands empfing, obgleich sie weder jugendlich noch deutsch war. Alle ihre Genossen stammten aus Norddeutschland, aus dem gebildeten aber bildlosen Teile des Vaterlandes, wie Goethe zu sagen pflegte, und in allen zeigte sich die Verstandesbildung ungleich stärker als die Macht der Phantasie. Auch bisher war jede Revolution unserer Literatur von dem rührigeren Norden ausgegangen, und immer hatten die neuen Ideale erst durch die überlegene Dichterkraft der Oberdeutschen ihre Vollendung erlangt, das klassische Ideal durch Schiller und Goethe, das romantische durch Uhland und Rückert. Diesmal aber verhielten sich Süd- und Mitteldeutschland erst gleichgültig, dann feindselig; denn hier im lieben, warmen Neste deutscher Dichtung und Sprachbildung witterte man rasch heraus, daß die neue literarische Bewegung jüdisch-französischen Ursprungs war und mithin unfruchtbar bleiben mußte.

Da die lyrische Begabung den jungen Schriftstellern samt und sonders fehlte, so machten sie aus der Not eine Tugend und behaupteten, nur die Prosa enthalte noch „literarische Keime“. Lebendige Gestalten zu schaffen, die ewigen Empfindungen des Menschenherzens auszusprechen überließen sie den ideenlosen Handwerkern, die man vordem Künstler genannt hatte; sie

wollten die Tendenzen des Zeitgeistes vertreten, und es kam ihnen nichts darauf an, ob sie ihre zeitgemäßen Reflexionen in das Gewand einer Novelle, einer Reisebeschreibung einkleideten oder die allein angemessene Form der Feuilletonplauderei wählten. Die Dichtung sollte nicht mehr durch ihre Ideale das Leben verklären, sondern das Leben sollte mit seinen endlichen Zwecken und Tageslaunen die Poesie beherrschen. Daher sind auch die Schriften des Jungen Deutschlands bis auf die letzte Zeile vergessen worden sobald die Geschichte über die Tendenzen der dreißiger Jahre hinwegschritt. Die neuen Stürmer und Dränger verglichen sich gern mit Lenz, Heine und den anderen Kraftgenies aus den Tagen des Werther; sie bemerkten nicht, daß sie selbst nur offene Türen einrannten, da die Herrschaft des Philistertums durch Goethe längst gebrochen war und die neue Gesellschaft, wenngleich sie noch zuweilen einem Anfälle zimperlicher Scheinheiligkeit unterlag, doch in der Regel dem heißen Blute der Jugend eine sehr duldsame Nachsicht gewährte. Sie wähten, ihre „junge Kritik“ müsse ebenso schöpferisch wirken, wie einst Lessings kritische Schriften, während die deutsche Dichtung in ihrer stolzen Ungebundenheit eines Befreiers längst nicht mehr bedurfte. Ihr Radikalismus war erkünstelt, ohne Ernst, ohne nachhaltige Leidenschaft; manches ihrer Schlagworte benutzten sie nur als einen Untergrund, von dem sich die Größe ihres eigenen, zerrissenen Ich wirksam abheben sollte.

Den Herold ihres Ruhmes spielte der Berliner Journalist Theodor Mundt. Der heimste im Salon der Rahel die neuen Gedanken ein, besprach in den Diokuren und anderen kurzlebigen Zeitschriften die Werke der jungen Titanen, verherrlichte in seiner „Madonna“ das Recht der freien Liebe, wiederholte in den „Modernen Lebenswirren“ die alten Böhnischen Wize über Hochwohlgeboren, über den Zeitpolypen, über Kleinweltwinkel, und erwies in einer langweiligen Schrift über die Einheit Deutschlands, daß große Monarchen fortan weder möglich noch nötig seien, da die konstitutionelle Monarchie das Königtum „phy-

siognomielos" mache und mithin nur den Durchgang zur Republik bilde. Geistreicher klangen die „Ästhetischen Feldzüge“ und die anderen kleineren kritischen Aufsätze des Holsten Ludolf Wienbarg. Sinnlichkeit und Verstand betrachtete er als die Mächte der neuen Zeit; nachdem Luther den Verstand befreit, sollten nunmehr auch die Sinne zu ihrem Rechte kommen. Darum blieb den modernen „Destinsschriftstellern“ vorbehalten, die Dichtung ganz mit der Wirklichkeit zu erfüllen: „Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härt sich zu Tode, wenn das Männchen von ihm getrennt.“ Dazu Aufklärung und Weltbürgertum im Überschwang, denn „Pantheismus und Panzivismus wachsen auf einem Stiel“. Weder Mundt noch Wienbarg vermochte zu wachsen; jenem fehlte die Begabung, diejem der Fleiß.

Mehr Lebenskraft besaß Heinrich Laube; er brachte etwas schlesische Munterkeit in die blasierte Berliner Schriftstellerwelt. Leider trat er zu früh auf den literarischen Markt hinaus, und da er noch nichts Eigenes bieten konnte, so mußte er durch Peitschentnallen und burleske Großsprecherei Aufsehen erregen. In seinem „neuen Jahrhundert“ versuchte er „alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalismus anzuzwingen“ — so gestand er späterhin als gereifter Mann: er feierte Kottek als deutschen Lafayette, erklärte die Vernunft für die Grundlage der liberalen Weltanschauung, für die oberste aller Rechtsquellen und bewunderte die polnische Freiheit mit einer Unschuld, die einem Schlesier wunderbar anstand. Auch „das junge Europa“ enthielt nur Feuilletonbetrachtungen; er gab ihnen jedoch, wie er selbst sagt, „eine Roman-Physiognomie“, und bei den mehr aufrichtigen als anmutigen Schilderungen der freien Liebe konnten jugendliche Leser wohl glauben, daß sie eine Dichtung vor sich hätten. Von künstlerischer Schönheit war nichts darin; nur der gesunde Menschenverstand, der zuweilen durchbrach, ließ erraten, daß der junge Poet dieser vorlauten Prahlereien bald müde werden würde. Über Goethe sprach Laube mit Bewunderung, aber auch mit dem Gefühle der über-

legenheit; denn das stand dem Jungen Deutschland fest, daß die neue Literatur über den alten genußsüchtigen Fürstendiener unendlich weit hinausschreiten müsse: „Solange Goethes Zeit klein war, war er groß; als sie groß wurde, war er klein. Vielleicht wird aus seinem Sarge die Freiheit steigen. Mit allen Jungfrauen hat er gekost, aber mit dieser schönsten nimmer.“

Noch früher, als Laube, schon mit einundzwanzig Jahren, versuchte sich Karl Gutzkow in der Schriftstellerei, ein echter Berliner, der Natur entfremdet, ganz Verstand, ganz Bildung, so daß selbst seine Leidenschaft einen doktrinären Zug zeigte. Wie ernstlich er sich auch späterhin bemühte zu schauen, zu erleben, zu empfinden, sein Tagelang hing es ihm nach, daß er in dieser Großstadt aufgewachsen war, wo selbst der Böbel kein ärgeres Schimpfwort kannte als den Namen „ungebildeter Mensch“, wo die Kinder sich frühe schon in den Tierbuden ihrer eigenen Affenähnlichkeit bewußt wurden aber selten oder niemals eine deutsche Kinderherde zu Gesicht bekamen. Immer mußte er geistreich sein, einen einfachen Gedanken einfach auszudrücken war ihm unmöglich. Er glühte von Ruhmsucht, die Erfolge anderer wurmten ihn tief, und Fernstehende konnten den nervösen, im Grunde gutmütigen Mann leicht für einen bösen Meidhart halten. In rascher Folge erschienen eine Reihe von Novellen, alle arm an Gestalten und überfüllt mit weltchmerzlichen Betrachtungen; dann die Briefe eines Narren an eine Närrin, eine Gefühlspielerei in Jean Pauls schwülstigem Stile, nur ohne dessen Gemütlichkeit; dann Nero, ein formloses Drama, das angeblich „den bis auf unsere Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten“ darstellen sollte, aber nur verworrene starkgeistige Reden oder frostige Späße vorbrachte und nicht einmal durch die Schilderung des Cäsarenwahnsinns ein Gefühl des Grauens erweckte.

Erst durch einen großen literarischen Skandal drang Gutzkows Name in weitere Kreise. Die beiden heißen wonnigen Weinjahre 34 und 35 sollten unserer Literatur schwere Stürme bringen. Im Herbst 1834 starb Schleiermacher. Die Kirche klagte um

ihren großen Lehrer, und wer die stille Tragik eines Denkerlebens zu begreifen vermochte, blickte tief erschüttert zurück auf die Laufbahn dieses Mannes, der nur darum die beladenen Herzen so mächtig hatte trösten können, weil er selbst so schwer gelitten, den ewigen Schicksalsmächten so nahe gestanden hatte. Wie wunderbar hatte Gott ihn geführt! Wie viele Kämpfe, bis dieser Scheue seinen Widerwillen gegen alles öffentliche Wirken überwand und dann eine Macht ward in seinem Volke; wie viele Irrungen des Gefühls, wie viele Enttäuschungen, mühsam verborgen unter scharfem Witz, bis dieses reiche Herz, das alle seine Wurzeln und Blätter nach Liebe ausstreckte, mit dem gebrechlichen, mißgestalteten Körper sich vertragen lernte und endlich doch in einer reinen Neigung seinen Frieden fand; wie viele Zweifel, bis sich ihm das Gefühl der Abhängigkeit von Gott zu dem frohen Bewußtsein der Zugehörigkeit, der Gotteskindschaft steigerte, bis der kühne Forscher sich mit seiner Kirche ganz einig wußte und auf dem Todesbette, nach seinem evangelischen Rechte, sich selber und den Seinigen das Abendmahl spendete.

Und an diesem Grabe, vor dem selbst Barmhagen in Ehrfurcht stand, wagte Guzkows jugendlicher Vorwitz eine Leichenschändung. Um die salbungsvollen Klagen der Theologen zu verhöhnen, ließ er plötzlich, gänzlich unbefugt, die längst vergessene schwächste Schrift des Toten wieder erscheinen, die einzige die ihres Verfassers nicht würdig war, die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde aus dem Jahre 1800. Schleiermacher hatte sie einst niedergeschrieben weil er seinem bedrängten Freunde Schlegel gegen die Angriffe der platten Moralisten zu Hilfe kommen wollte; und schon während des Schreibens war ihm nicht wohl zumute gewesen. Diese Mystik der Liebe, die wohl manches holde Geheimnis enträtselte, aber auch manches unzart entweihte, stammte nicht aus der Naturgewalt einer starken Leidenschaft, sondern aus der halb unbewußten Sophisterei einer überbildeten, fremdem Gefühle nachgehenden Empfindung. Als Schleiermacher späterhin der Romantik entwuchs, lernte er bald einsehen, wie unmöglich es ist,

die sittlichen Gesetze der Gesellschaft allein aus der Idee der Persönlichkeit heraus zu gestalten. Doch gerade diese subjektive Willkür des jugendlichen Romantikers behagte den Jungdeutschen, wie sie ja fast überall nur alte Irrtümer in neuer Gestalt vorzubringen mußten. Seine warme Verteidigung der Sinnlichkeit bot ihren lüsternen Mäulern süße Schnabelweide, und Guzkow vergrößerte sie zu jener „geistlosen und unwürdigen Libertinage“, welche der junge Schleiermacher selbst ausdrücklich abgewiesen hatte. Er mißbrauchte den reinen Namen des Theologen um in einer langen Einleitung kurzab die Unzucht und die Gottlosigkeit zu predigen: „Nicht wahr, Rosalie? Erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidenen Stiefelchen, weißt du was es heißt: ich liebe dich . . . Komm her, Franz! Wer ist Gott? Du weißt es nicht? Unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach hätte die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!“ Und mit diesem läppischen Gerede wähnte er wirklich eine befreiende Tat zu vollziehen. „Meine Zähne umschließen die deutschesten Laute“, rief er feierlich, „ich glaube an die Reformation der Liebe wie an jede soziale Frage des Jahrhunderts“, und mit Jubel hießen die Genossen diesen sonderbaren Reformator, der an alle Fragen glaubte, willkommen. Wienberg schrieb entzückt: „Das schönste und geistreichste Kind von Schleiermacher war bisher verstoßen und verleumdet, weil es ein Kind der Liebe war und nicht einmal seines Vaters Namen trug.“

Gelesen wurden die Schriften des Jungen Deutschlands wenig, um so mehr besprochen; und dies war schon ein Erfolg, da die moderne Gesellschaft sich verpflichtet glaubt über alles was sie kennt oder nicht kennt mitzureden, also den gemachten Ruhm leichtgläubig hinnimmt. Mit den Ideen der neuen Pariser Literatur drangen auch ihre betriebsamen Geschäftsgewohnheiten, alle schlechten Künste gegenseitiger Lobpreisung über den Rhein. Umsonst verspottete Scribe diese Unsitten in seinem feinen Lustspiele *La Camaraderie*; sie wurden den Franzosen unentbehrlich, zumal seit die Zeitungen, nach dem Vorbilde von Girardin's Tageblatt *La Presse*, rein demokratische Formen an-

nahmen, durch wohlfeile Preise und zahlreiche Geschäftsanzeigen sich massenhaften Absatz zu sichern lernten. Soweit es unsere bescheidenen Verhältnisse gestatteten, mußte auch das Junge Deutschland für den Eintagsruf seiner Leute zu sorgen. Mit Pauken und Trompeten wurde der junge Gutzkow durch Wienburg der Nation vorgeführt, er, „der geniale Verfasser des Maha Guru, der das epochemachende Literaturblatt zum Phönix schreibt, der jugendliche Templer, der kühnste Soldat der Freiheit und der anmutigste Priester der Liebe, den Deutschlands Boden trägt“. Kaum minder lächerlich klang es, wenn Heine den lärmenden jungen Laube wegen seiner „weitaustönenden Ruhe und selbstbewußten Größe“ pries. Auch manche kleine Leute, die nur im Trosse des Jungen Deutschlands mitliefen, schossen unter dem befruchtenden Regen dieses wechselseitigen Selbstlobes plötzlich zu literarischer Größe auf. Da lebte in Leipzig der Herausgeber der Europa, Gustav Kühne, ein harmloser Mann, als Schriftsteller so trocken, daß der Leipziger Student wenn er sich langweilte zu sagen pflegte „es kühnelt mich“; in seinem wohlgeordneten Hause fanden aber die jungen Literaten gastliche Aufnahme, darum priesen sie ihn als deutschen Dichter, und noch heute wandert sein Name als eisernes Inventar aus einem literarhistorischen Handbuch in das andere hinüber, obgleich niemand seine Werke kennt.

Welch ein Abstand zwischen den Teutonen Jahns und dieser neuen literarischen Jugend. Dort alles Kraft bis zur Roheit, hier ein gesuchtes und geziertes Wesen, dort Glaube, hier Spott, und statt des vaterländischen Übereifers der Sprachreiniger eine zur Schau getragene Sprachmengerei, die selbst das Welschen der süddeutschen Kammerredner noch überbot. Die gewaltige Aneignungsfähigkeit unserer Sprache war von jeher ein Zeichen unserer Stärke, weil der Germane als geborener Eroberer sein Eigentum nimmt wo er es findet; aber sie ist auch, wie jede große Begabung, oft sündlich mißbraucht worden, und niemals frevelhafter als in diesen Tagen. Lediglich aus Eitelkeit, weil sie alles Französische für vornehmer hielten und sich den Anschein

geben wollten in Paris zu Hause zu sein, beluden die Schriftsteller des Jungen Deutschlands ihren ohnehin verkünstelten Stil noch mit einer Masse geschmackloser welscher Prachtwörter. Als Wienbarg ein neues Bändchen herausgab, verkündigte er erhaben, er stelle sein „kritisches Wirken unter die Reverbere des Buchhandels“.

Dies arge Beispiel verdarb den deutschen Zeitungsstil um so gründlicher, da der junge Nachwuchs der Tagesschriftsteller schon zum Teil aus Juden bestand, denen das Sprachgefühl fast immer abging. Wie gewaltig war doch die Macht des Judentums in wenigen Jahren gestiegen! Börne und Heine, Eduard Gans und die Rahel gaben den Ton an im Jungen Deutschland, dazu als Künstler etwa noch Dr. Zacharias Löwenthal, der betriebsame Verleger in Mannheim. Das Weltbürgertum und der Christenhaß, der ätzende Hohn und die Sprachverderbnis, die Gleichgültigkeit gegen die Größe der vaterländischen Geschichte — alles war jüdisch in dieser Bewegung, obgleich das Junge Deutschland niemals eine geschlossene Schule bildete, Börne mit der Mehrzahl seiner deutschen Nachahmer nicht einmal brieflich verkehrte und Gutzkow die Juden zum mindesten nicht liebte. Wohl war die Zahl der orientalischen Chorführer nicht groß, aber der Jude besitzt bekanntlich die rätselhafte Gabe sich zu vervielfältigen; wer in einer engen Gasse zwanzig Juden vor den Türen stehen sieht, schwört darauf, es müßten ihrer hundert sein. Da jene Fünf zudem ihre germanische Gefolgschaft wirklich überragten, so erlangte der jüdische Geist für kurze Zeit einen Einfluß auf die deutsche Literatur, wie seitdem niemals wieder. Wohl hat sich die Zahl der jüdischen Schriftsteller mittlerweile stark vermehrt, aber sie gewinnen nur dann noch die Achtung der Nation, wenn sie ganz zu Deutschen geworden sind; der Ruhm eines Heine war nur möglich in einem Geschlechte, das über seinen fremdbrüderlichen Träumen den uralten Gegensatz arischer und semitischer Empfindung leichtsinnig vergessen hatte. Zu schaffen vermochte dieser halbjüdische Radikalismus nichts, jedoch er half die Grundfesten von Staat, Kirche, Gesellschaft aufzulockern, den

Umsturz des Jahres 1848 vorzubereiten; deshalb allein gebührt ihm eine Stelle in der Geschichte.

Wie heillos alle sittlichen Begriffe in diesen jungdeutschen Kreisen sich verwirrt hatten, das bekundete mit zynischer Frechheit Georg Büchners Drama: Dantons Tod. Während die Polizei ihm schon auf den Hacken saß wegen seiner oberhessischen Umtriebe, vertiefte sich der junge Poet mit fieberischem Eifer in die Zeitungen der Revolutionsjahre und schilderte dann in locker aneinander gereihten dramatischen Szenen, getreu wie ein Chronist, das Treiben der Blutmenschen des Konventes Zug für Zug nach dem Leben — dies wiederauferstandene unverfälschte Keltentum der Druidenzeiten mit seiner Blutleckerei, seiner Wollust, seinem finsternen Wahne und dem widrigen Zusatz moderner Blasiertheit. So erschreckend wahr vermochte unter allen Zeitgenossen nur noch Carlyle die Greuel jener Tage darzustellen; aber während der Schotte seinen sittlichen Ekel leidenschaftlich aussprach, wähnte der Deutsche alles Ernstes, die Revolution zu verherrlichen durch ein Werk, das doch nur Abscheu erwecken konnte. Wer mag sagen, ob dieser begabteste aller jungdeutschen Poeten seinem trostlosen Materialismus vielleicht noch hätte entwachsen können? Büchner sehnte sich nach künstlerischer Wahrheit, er haßte die Phrase, selbst das Pathos der Schillerschen Dichtung widerstand ihm, nur die naive Innigkeit, die verhaltene Leidenschaft des Volkslieds ließ er gelten. Als er in seiner Novelle „Lenz“ die Lieblingszeit der Jungdeutschen, die Epoche der Stürmer und Dränger behandelte, verschmähte er jede Tendenz und erzählte mit grausamer Wahrhaftigkeit, mit einem unheimlichen kongenialen Verständnis, wie der stille Wahnsinn Herr ward über den Jugendfreund Goethes. Noch ehe das Gedicht vollendet war, starb er plötzlich, im Februar 1836, wenige Tage nach Börnes Tode, und der an Talenten so arme deutsche Radikalismus versäumte nicht, sich mit diesem Namen zu brüsten. Der junge Herwegh besang Büchner und Börne als die deutschen Dioskuren.

Gleich Büchner hing auch Fürst Bücker-Muskau nur mittel-

bar mit dem Jungen Deutschland zusammen, mehr durch die Verwandtschaft der Gesinnung, als durch persönlichen Verkehr. Indes hatte er im Salon der Rahel seine Gabe liebenswürdiger Plauderei zum Virtuositentum ausgebildet, und auf Barnhagens Rat ließ er die Briefe eines Verstorbenen erscheinen, eine geistreiche Reisebeschreibung, die den Jugendschriften Gutzkows oder Laubes weit überlegen war; denn der vornehme Weltmann hatte vieles wirklich erlebt, was jene nur erkünstelten, er sagte über die Heuchelei der englischen Sitten manches treffende Wort, auch der leichte spöttische Ton seiner anmutigen Erzählung entsprach seinem Charakter, und selbst die Sprachmengerei, die er sehr weit trieb, klang bei ihm nicht so unnatürlich wie bei den jungdeutschen Plebejern, weil die aristokratische Gesellschaft in der That noch in solchem Kauderwelsch zu reden pflegte. Als vorurteilsfreier Weltbürger, als Verächter der langweiligen ehrbaren Mittelklassen, insbesondere des preußischen Beamtentums, wurde der Fürst anfangs von den Kritikern des Jungen Deutschlands willkommen geheißen. Auf die Dauer konnte er dem Fluche des Dilettantismus doch nicht entgehen. Da er die Feder nur mit läßlicher Geringschätzung führte, so schrieb er sich bald aus; seine wunderbaren Reiseabenteuer in aller Herren Ländern, die wahren wie die erfundenen, verschafften ihm für kurze Zeit einen Weltruf, schließlich begannen die Leser der Weltgänge Semilassos und seiner zunehmenden Blasiertheit selber müde zu werden. Was er von schöpferischer Kraft besaß, das zeigte er als Meister der Gartenkunst in den herrlichen Parkanlagen seiner Schlösser Muskau und Branitz.

Der Zank vor Schleiermachers Grabe war noch nicht verstummt, da rief ein neuer Todesfall die Kämpen des Jungen Deutschlands schon zu neuen Taten auf. Im Dezember 1834 erdolchte sich Charlotte, die schöne hochsinnige Gattin des jungen Poeten Heinrich Stieglitz; in einigen hinterlassenen Zeilen sprach sie dem Gatten den Wunsch aus, er möge „glücklicher werden im wahrhaften Unglück“, sie schien zu hoffen, der ungeheure Schmerz würde ihm das dichterische Vermögen, die tragische Leidenschaft

stärken. Wer sich auf Weiberherzen verstand, konnte diesen Selbstmord kaum rätselhaft finden. Heinrich Stieglitz zählte zu jenen bedauernswerten Mittelmäßigkeiten, die durch glänzend bestandene Examina zu unberechtigtem Ehrgeiz verleitet werden; er übernahm sich in künstlerischen Plänen, denen seine Kraft nicht gewachsen war. Seine stolze junge Frau teilte diese unfruchtbaren Qualen einige Jahre hindurch; dann ward ihr klar, daß der Mann ihrer Wahl ihren Idealen nicht entsprach, und sie vermochte die Enttäuschung nicht zu überleben. Um den Geliebten zu schonen und vielleicht auch weil sie selbst in krankhafter Selbsttäuschung befangen war, verhüllte sie dann die weiblichen Beweggründe ihres Entschlusses mit starkgeistigen Worten. Gleich den meisten Selbstmorden war auch dieser der Schwäche, dem Alcinut entsprungen. Aber unmöglich konnte eine so einfache Erklärung dieser nach nervöser Aufregung lechzenden Zeit genügen. Ganz Berlin betrachtete Charlotte Stieglitz als eine Heldin und fand in ihrer Tat, die doch nur menschliches Mitleid verdiente, die Offenbarung eines bisher unerhörten geistigen Opfermutes, ein literarisches Märtyrertum, das der Duldergröße der kirchlichen Heiligen gleich komme. Selbst Rauch und andere ernste Männer ließen sich von der allgemeinen Bewunderung hinreißen; Böckh feierte in griechischen Distichen die neue Alkestis, „die zum Heil des Gemahls freiwillig zum Hades hinabstieg.“ Theodor Mundt aber, der Freund des Hauses, säumte nicht, das gräßliche Ereignis geschäftlich auszubeuten; er setzte der Toten sofort ein biographisches Denkmal, riß mit roher Hand alle Schleier hinweg von den stillen Schmerzen dieser tief unseligen Ehe. Dann reiste gar noch der Witwer selbst mit dem Dolche seiner Gattin durch Deutschland und prahlte mit seiner eigenen Schande. In seinen nachgelassenen Erinnerungen an Charlotte sagte er: „Ihre letzten Zeilen sind fortan mein Diplom, meine höhere Promotion.“ Tiefe Gedanken konnte das Leid in diesem Schwächling nicht wachrufen; er ist nach Jahren in Italien als ein Reisebeschreiber gewöhnlichen Schlages gestorben. Nicht die verzweifelte Tat selbst, wohl aber der Widerhall den sie weckte, war

ein trauriges Zeichen der Zeit, ein Zeichen verschrobener und durch Überbildung unzarter Empfindungen.

Durch Charlottes Tod wurde Guzkow zu seinem Romane Wally angeregt. Mit diesem Werke — so ließ sich der Chor der jungdeutschen Kritik alsbald vernehmen — wagten die neuen Stürmer und Dränger ihren kühnsten Wurf, wie einst die alten mit Heinses Ardinghello. Aber Welch ein beschämender Abstand! Bei Heinses die nackte, unverfälschte Natur, lodernde Sinnlichkeit, leibhaftige Gestalten und eine Kunst lieblicher Erzählung, die den Leser über den frevelhaften Inhalt leicht hinwegtäuschte; dazu in den eingewobenen Kunstbetrachtungen manche gute Gedanken, würdig einer Zeit, welche an die Schönheit noch begeistert glaubte. Bei Guzkow nur ein Wust von Reflexionen, unreife, altkluge Redereien über die Rechte des Fleisches, die Unnatur der Ehe, die Torheit des Christentums; dazwischen hinein ein lendenlahmer, gelangweilter Held und eine ebenso abgeschmackte, blasirte Heldin, die sich ihrer weiblichen Schamhaftigkeit als eines Vorurtheils schämt und dann vor ihren Geliebten nackt hintritt um sich mit ihm symbolisch zu vermählen, während sie zugleich mit einem ungeliebten Manne die Ehe eingeht; zum Schlusse natürlich ein Selbstmord. Und diese ekelhafte Schmutzerei ohne jeden Hauch kräftiger Leidenschaft, ohne ein einziges natürliches Wort.

Ein solches Übermaß unsauberer Frechheit konnte in einem sittlichen Volke nicht ohne Widerspruch hingehen. Im September 1835 eröffnete Wolfgang Menzel in den Spalten seines Stuttgarter Literaturblattes den Kampf gegen das Junge Deutschland. Er zählte zu den eifrigsten Mitgliedern der württembergischen Opposition, war Duzbruder von Welcker und vielen anderen süddeutschen Kammerrednern, hatte an der Boller Adresse der schwäbischen Liberalen eifrig mitgewirkt und sich auch der mißhandelten Juden oft mit Wärme angenommen; doch er hielt fest an seinem evangelischen Glauben und ließ sich durch die Weisheit der Zeitungen nicht beirren in der Einsicht, daß Frankreich sinke, Deutschland steige. Als er nun aus Guzkows Wally das undeutsche, unchristliche Wesen des Jungen Deutschlands

Klar erkannt hatte, da brach er los in seiner groben, hochmütigen, polternden Weise, aber mit ehrenwertem Mute; er mußte ja wissen, daß die Mehrzahl seiner liberalen Parteigenossen der Kirche halb entfremdet war und ihm seine Verteidigung des Christentums leicht verdenken konnte. Im Verlaufe des langen Streites, als ein Wort das andere gab, sprach er endlich offen aus: das vaterlandslose Judentum zerseze und zerstöre alle unsere Begriffe von Scham und Sittlichkeit, und wenn der Pöbelwahn des Mittelalters die Juden fälschlich der Brunnenvergiftung beschuldigt hätte, so müsse die alte Anklage jetzt mit vollem Rechte auf dem Gebiete der Literatur erneuert werden.

Mit moralischer Entrüstung allein lassen sich die Verirrungen der Kunst nicht bekämpfen. Gefährlicher als Menzels grundprofaische Sittenpredigten wurde dem Jungen Deutschland der ästhetische Widerspruch, der sich aus dem Kreise der schwäbischen Sängere erhob.

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,  
Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur —

also sang Justinus Kerner mit gerechtem Stolze. Wie die Schwaben einst gegenüber der phantastischen überschwenglichkeit der Schlegelschen Romantik ihre protestantische Verstandesklarheit tapfer behauptet hatten, so wiesen sie jetzt die Künstelei des neuen Feuilletonstiles tapfer zurück und bewahrten sich den Wohlklang des Verses, den Adel der lyrischen Kunstformen, die natürliche Unschuld unverbildeter Sinnlichkeit. Ihre Muse

Sang ein Lied nicht ohne Fehle,  
Doch vom Staub der Erde rein —

wie Gustav Schwab mit liebenswürdiger Bescheidenheit sagte. Unter dem jungen Nachwuchs, der sich um die beiden Patriarchen Uhland und Kerner scharte, besaß nur Einer, Eduard Mörike, die wunderbare Gabe alles durch den Glanz der Poesie zu erklären; aber auch den beiden Pfizer, auch Schwab und Karl Mayer gelang in guten Stunden zuweilen eine frische Ballade, ein geistvolles Sinngedicht oder ein wohlgestimmtes Naturbild, und sie alle betrachteten die Poesie nicht, wie die weltchmerz-

frohen Jungdeutschen, als einen quälenden Fluch, sondern als eine lichte Himmelsgabe, die den Dichter selbst beglücken und ihn befähigen sollte, auch andere beglückend über das Wirrsal des Lebens emporzuheben. Fröhliche Stunden, wenn die schwäbischen Poeten beim Schoppen zusammensaßen und die beiden jungen österreichischen Dichter Lenau und Auersperg oder die Gebrüder Adolf und August Stöber aus Straßburg, die tapferen Vorkämpfer deutscher Sprache und Dichtung in der verwelschten Westmark, zum Besuch herüberkamen. Hier war deutsches Leben, deutsche Kunst und Laune; wie prosaisch erschien daneben die Betriebsamkeit der Gedankenverfertiger am Tectisch der Rahel oder gar das alberne Grisetten-Geficher bei Heines kleinen Diners.

Darum hielt sich Gustav Pfizer berechtigt, im Namen der deutschen Kunst gegen Heine und seine Gefolgschaft zu Felde zu ziehen. In seinem poetischen Schaffen war er sehr ungleich, die spröde Form wollte sich dem reichen Gedankengehalt der meist betrachtenden Gedichte nicht immer fügen, nur einzelne seiner Gestalten, wie der Hermes Psychopompos, traten „ewig schön und ewig heiter“ vor das Auge des Lesers; doch er besaß ein sicheres, durchgebildetes Verständnis für das Schöne, und niemand durfte den Bruder Paul Pfizers, den erklärten Liberalen, des politischen Parteihasses beschuldigen, als er in Cottas neuer Deutschen Vierteljahrsschrift (1838) die ästhetischen Sünden des Jungen Deutschlands mit würdigen, gemessenen Worten schonungslos aufwies. Was sei die gerühmte reizende Verwirrung des Heinishen Feuilletonstiles denn anders als ein läppiſcher Versuch, die längst durch Lessing festgestellten Grenzen von Poesie und Prosa wieder einzureißen? und was anders als die Zerstörung aller Schönheit müsse erfolgen, wenn die jungen Poeten sich im Wetteifer die Haare zurückstrichen um ihre Faunenohren und Satyrhörner recht zu zeigen? Ganz Schwaben stimmte ihm zu. Selbst der junge Ästhetiker Wischer, ein hitziger Radikaler in Politik und Religion, wollte den gesunden Schönheitssinn seines Stammes nicht verleugnen und sprach ehrlich aus, solche Werke der Reflexion wie die Novellen

von Guzkow oder Laube seien überhaupt keine Poesie. Es war das Verdienst der Schwaben, daß das Junge Deutschland niemals in unserem Oberlande Fuß faßte, sondern immer nur ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens blieb. Und dieser siegreiche Widerstand der nationalen Empfindung gegen die jüdisch-französische Zwitter-Literatur ging von demselben liberalen Süden aus, der die politischen Heilslehren der Franzosen so willig aufnahm. Daraus ergab sich die tröstliche Gewißheit, daß auch das politische Welschtum diesen kerndeutschen Stämmen doch nur die Haut geritzt hatte, und der deutsche Geist die konstitutionellen Ideen dereinst noch umgestalten würde. Aber wer hätte damals solche Hoffnungen aussprechen können? Alle Welt suchte ja noch die Stärke der Süddeutschen da wo ihre Schwäche lag, in dem welschen Wortgepränge ihrer Kammern.

Da Menzels Literaturblatt wegen seiner hochkirchlichen Richtung in den konservativen Kreisen viel gelesen wurde, so erregte sein Angriff an den Höfen großes Aufsehen und beschleunigte das schon längst beabsichtigte Einschreiten des Bundestags. Unglücklicherweise hatte Wienbarg, als er den Namen des Jungen Deutschlands ausbrachte, nicht gewußt oder nicht bedacht, daß bereits ein anderes Junges Deutschland bestand, jener revolutionäre Geheimbund von Flüchtlingen und Handwerksburschen, der mittlerweile in der Schweiz unter Mazzinis Oberleitung entstanden war. Dies Junge Deutschland war den Frankfurter Demagogenverfolgern nur zu wohl bekannt, und wie nahe lag doch der allerdings ganz grundlose Verdacht, daß die beiden gleichnamigen Verbindungen irgendwie zusammenhängen müßten. Eben jetzt war der ruchloseste der zahlreichen Mordanschläge gegen Ludwig Philipp mißlungen. Die Höllenmaschine Fieschis verbreitete Schrecken in ganz Europa; strenger denn je wurden die Umtriebe der Demagogen überwacht. Da forderten Wienbarg und Guzkow durch ein großsprecherisches Manifest alle freigesinnten Schriftsteller Deutschlands auf, mitzuwirken bei einer Deutschen Revue, welche Schillers Horen und die Revue des deux Mondes zugleich überbieten sollte. Wie

hätte der Deutsche Bund nach allem was er gegen die politische Presse getan, dies Unternehmen dulden können? Der neue preussische Bundesgesandte General von Schöler, ein Kenner der Literatur, gab dem Bundestage eine wenig schmeichelhafte, aber treffende Schilderung von dem Charakter dieser neuen Literatur, die im Grunde nur die Lehren der Enzyklopädisten wiederhole, doch „den Mangel an wahrem Witz und an Neuheit der Gedanken durch Gewandtheit des Ausdrucks und freche Verhöhnung des Heiligsten zu ersetzen verstehe.“ Am 11. Dez. 1835 übernahmen sodann, auf Oesterreichs Antrag, alle Regierungen die Verpflichtung, die Verbreitung der Schriften des Jungen Deutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern. Der Beschluß war nach Bundesbrauch wieder so unbestimmt gehalten, daß Hannover einige Monate nachher anfragte, ob denn wirklich alle Schriften der Jungdeutschen, auch die älteren, verboten werden sollten. Schöler erwiderte, so schlimm sei es nicht gemeint; aber ein erläuternder Beschluß kam nicht zustande.

Also blieb alles den Einzelstaaten überlassen, und diese verfahren nach Gutdünken, die meisten sehr mild. Da und dort schritt man ein wider einzelne Bücher der Jungdeutschen; in Preußen wurde sogar der gesamte Verlag der Hamburger Firma Hoffmann und Campe, die Heines Schriften herausgab, einige Jahre lang verboten. Aber die Ausführung der Verbote geschah überall sehr saumselig und unterblieb endlich ganz. Die einzigen Schriften des Jungen Deutschlands, nach denen die Lesewelt verlangte, die Werke Heines und Börnes, gelangten fast unbehelligt in jedermanns Hände. Von einer ernsthaften Verfolgung war keine Rede; die jungdeutschen Literaten kamen ungleich glimpflicher davon als die Herausgeber der unterdrückten politischen Zeitungen. Trotzdem fuhr Heine fort den unglücklichen Verbannten zu spielen und verglich sich mit Dante, der auch das salzige Brot der Fremde habe essen müssen. Nur Gutzkow mußte etwas schwerer büßen, er wurde von dem Mannheimer Hofgerichte zu kurzer Haft verurteilt, weil seine Wallh unbestreitbar eine „verächtliche Darstellung der christlichen Religion“ enthielt.

Wie erträglich auch diese Leiden waren, so genügten sie doch die Häupter des Jungen Deutschlands mit dem Heiligenscheine des Martyriums zu zieren. Wer mit dem Bundestage in Händel geriet behielt vor der öffentlichen Meinung immer recht; und war es denn nicht eine tief beschämende Erfahrung, daß sogar die schöne Literatur, die sich in Deutschland jederzeit unbeschränkter Freiheit erfreut hatte, jetzt der Willkür der Polizei unterworfen wurde? Darum trat der Heidelberger Paulus, der Anwalt aller Verfolgten, für Guzkows Wally in die Schranken. An den gewundenen Sätzen merkte man freilich, wie schwer es dem alten Rationalisten fiel das durchaus atheistische Buch in Schutz zu nehmen; auch andere Verteidiger Guzkows begnügten sich mit der schmeichelhaften Behauptung, dieser Roman könne niemand verführen. Die Mehrzahl der Verfolgten selbst zeigte den Regierungen gegenüber wenig Heldennut. Soeben hatten sie sich noch prahlerisch vermessen, die bürgerliche Gesellschaft aus ihren Angeln zu heben; jetzt beteuerten sie demütig, wie harmlos ihre Gesinnung, wie gering ihr Wirkungskreis gewesen sei. Heine richtete an den Bund ein Schreiben, das er selbst vor Freunden einen „kindlich siruplich submissen Brief“ nannte: darin berief er sich „auf das Beispiel des Meisters, des hochteuren Mannes Martin Luther“, und versicherte „in tiefster Ehrfurcht“, er werde immer den Gesetzen seines Vaterlandes gehorchen. Der Bundestag aber kannte seinen Mann und legte die Eingabe als ungeeignet zu den Akten. Auch an Metternich sendete Heine — mit dem gleichen Erfolge — die untertänige Bitte, das siegreiche Osterreich möge großmütig sein und ihn aus seinem Elend ziehen.

Zaghast vor den Behörden, ergossen die Jungdeutschen ihren ganzen Zorn über Menzels Haupt. Er allein sollte schuld sein an der Verfolgung; und doch hatte er lediglich seine Pflicht als Kritiker getan und nur mit den ehrlichen Waffen literarischer Polemik gefochten. Die Maßregeln des Bundestags billigte er keineswegs; auch seine derbe Sprache war anständiger als die hämischen Verdächtigungen, mit denen die Genossen des Jungen

Deutschlands ihre Gegner zu besudeln pflegten. Dennoch blieb er fortan fünf Jahre lang die Zielscheibe für den Haß der radikalen Literatur. Börne verdrehte ihm das Wort im Munde und schrieb das Büchlein „Menzel der Franzosenfresser“, obgleich Menzel die Franzosen durchaus nicht angegriffen, sondern vielmehr dem vaterlandslosen Deutsch-Juden den verdienten Vorwurf zugeschleudert hatte: niemals würde ein Franzose so tief sinken, sein eigenes Volk vor Fremden in fremder Sprache zu beschimpfen. Die Schrift war Börnes Schwanengesang und wurde einige Jahre hindurch selbst in den Schulen als ein Meisterwerk gepriesen; sie bewies indes nur, daß der Radikalismus dieses Mannes schlechterdings keinen anderen Inhalt hatte als die öde Verneinung und die Wut gegen alle Andersdenkenden. „Ist das ein braver Mann“ — hieß es da — „der seine Gesinnung gegen ein österreichisch Lächeln, eine preußische Schmeichelei, ein bayrisches Achselklopfen und ein jesuitisches Lob verkauft?“ Und wieder: „Darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechtes, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt oder es lästert aus schnöder Gewinnssucht.“ Daß ein Deutscher auch noch andere Gründe haben konnte das begehrliche Kriegsgeschrei der Pariser scharf zurückzuweisen, kam dem Fanatiker gar nicht in den Sinn. Auch ein Schmerzensschrei um das freie, jetzt von den Bundestruppen geknechtete Frankfurt fehlte nicht: die Frankfurter sind Juden neben den christlichen Österreichern und Preußen, sie müssen vor ihnen Mores machen!

Noch unredlicher verfuhr Heine. Er hatte einst mit Menzel und Jarcke in der Bonner Burschenschaft zusammengelebt und kannte ihre streng kirchliche Gesinnung. Sein Scharfsinn konnte sich nicht darüber täuschen, daß der gegenwärtige Kampf eine Notwendigkeit war, daß die romantischen und die radikalen Elemente, welche die alte Burschenschaft umschlossen hatte, sich jetzt trennen mußten. Er mußte wissen, daß Menzel durchaus ehrlich handelte; gleichwohl gab er seiner Entgegnung den lügnerischen Titel: „wider den Denunzianten.“ Weit vom Schusse wie er war, ließ er allen unflätigen Neigungen seiner Falstaffs-Natur

die Zügel schießen und nannte den Gegner einen Mouchard, einen Ehrlosen, einen Infamen, einen Gauner, einen Schurken, eine Memme. Er erreichte seinen Zweck; denn in solchen Tagen, die sich überall durch den Druck der Polizei gequält fühlten, wirkte kein Schimpf furchtbarer als die Beschuldigung der Denunziation. Heines empörende Verleumdung wurde alsbald von der gesamten liberalen Presse aufgenommen und trotz ihrer handgreiflichen Unwahrheit so hartnäckig wiederholt, daß sie sich noch heute in den meisten Literaturgeschichten wiederfindet.

In dem „Schwabenspiegel“, den er gegen Pfizer hinaussendete, brauchte Heine einen anderen, ebenso wirksamen Kunstgriff. Da die beiden größten Dichter des Südens, Uhland und Rückert, an den Kämpfen nicht persönlich teilnahmen, so suchte er den Streit so darzustellen, als ob nur die neidische Mittelmäßigkeit kleiner Poeten gegen sein eigenes überlegenes Talent, das zimperliche Spießbürgertum des Oberlandes gegen die freie starkgeistige Weltanschauung des Nordens sich auflehnte. In Wahrheit kämpfte die süddeutsche Poesie gegen den jüdischen Witz. Nicht die moralische Splitterrichterei, die dem lebensfrohen Volke unseres Südens allezeit fremd war, sondern der ästhetische Widerwille führte den Schwaben die Feder. Eine Schwäche der schwäbischen Dichter ließ sich freilich nicht verkennen; wenn das Junge Deutschland völlig in der Tendenz aufging, so standen sie den Leidenschaften des Tages allzu fern, ihre sinnige, friedliche Dichtung vermochte die Gedanken einer gärenden und kämpfenden Zeit nicht zu erschöpfen. Diesen Mangel wußte Heine gewandt auszubeuten; denn die Kunst mit Halbwahrheiten diabolisch zu spielen war das Einzige was er mit seinem Abgott Napoleon gemein hatte. Er schilderte die Schwaben als eine täppisch spielende Kinderschar und brachte also einen Teil der Lacher auf seine Seite. Die radikale Jugend vollends war durch die Spöttereien der neuen Literatur schon ganz verwilbert; sie konnte sogar lachen, wenn Heine von den Rackstühlchen der schwäbischen Dichter sprach oder seinen Gegner Pfizer unnatürlicher Sünden beschuldigte. Immerhin war die Hochflut der

radikalen Feuilletons schon vorüber. Die schwächeren Talente des Jungen Deutschlands gerieten bald in Vergessenheit; die lebensfähigen, Gutzkow und Laube, begannen in der Stille sich zu sammeln und sühten späterhin die Torheiten ihrer Jugend durch reifere Werke. Gutzkow schrieb noch während seiner Haft ein Büchlein über Philosophie der Geschichte, das, reich an hohlen Redensarten, doch schon den Anfang seiner Selbstbesinnung bezeichnete.

Die Pariser Kolonie der Jungdeutschen aber zeigte der Welt erst ihr wahres Gesicht, als ihre Genossen untereinander in Händel gerieten. Börne und Heine hatten sich nie recht vertragen, zwischen dem doktrinären Starrsinn und der gesinnungslosen Leichtfertigkeit war keine Verständigung möglich. Börne sprach sich darüber ehrlich aus, Heine dagegen vermied den ritterlichen Kampf; er entledigte sich seines lang angesammelten Grolles erst, als Börne gestorben war und der französische Republikaner Raspail den Helden der internationalen Demokratie in schwungvoller Leichenrede gefeiert hatte. Zum dritten Male, wie einst nach dem Tode Schleiermachers und der Charlotte Stieglitz, bekundete das Junge Deutschland sein menschliches Barmherzigkeit vor einem frischen Grabe. Heines Schrift über Börne sagte wieder manche geistreiche Halbwahrheiten; der Ton war aber so hämisch, so gemein, daß nunmehr auch die liberale Presse in Zorn geriet. Die Konservativen und die Dichter mochte der liberale Aristophanes nach Belieben beschmutzen; daß er sich an einem Volkstribunen verging, war unverzeihlich. Grimmige Schriften und Zeitungsaufsätze flogen herüber und hinüber. Der Zank ward völlig ekelhaft; die berufene Fehde zwischen Boß und Stolberg erschien daneben wie ein liebevoller Gedankenaustausch. Als nun gar Börnes Freundin Frau Wohl ihre Briefmappen öffnete und geschäftig alles austramte was Börne je vertraulich über Heine geäußert hatte, da zogen alle Düste des Ghettos in diesen Schwaden über Deutschland hin, und mancher ehrlicher Germane begann jetzt erst einzusehen, vor welchen Götzen er einst gekniet hatte. —